

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

208 (6.9.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 67

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 67. Karlsruhe, Freitag den 6. September 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 67:
Ferdinand Lassalles letzte Rede (II). — Reiseplandereien (V). — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Ferdinand Lassalles letzte Rede.

Zu seinem 48. Todestage.

II.
So, es gab — um mit Rodbertus zu sprechen — einen epoterischen und einen epoterischen Lassalle, einen Lassalle, der in seiner Agitation aus taktischen Gründen gewisse Fragen nicht anschnitt, gewisse Probleme, deren Realisierung einen überaus langen Entwicklungsprozess voraussetzen, nicht in den Bereich seiner Betrachtungen zog, über die er jedoch zu jeder Stunde, wenn er darum angegangen wurde, zu persönlichen und öffentlichen Auseinandersetzungen bereit war. Wenn letzteres nicht richtig wäre, dann müßte Lassalle nicht Lassalle gewesen sein. Auch Rodbertus, der den epoterischen und epoterischen Lassalle geprägt hat, sagt, daß praktische Weltfragen, wie die soziale, immer zugleich epoterisch und epoterisch behandelt werden müssen. Nur das dürftige Licht, das der Liberalismus auf Staatsmaximen dieser Art ausgestrahlt, habe dieses anzusehen vermocht. Aber für denjenigen, der verstehen will und verstehen kann, für den hat auch Lassalle in seinen Agitationschriften mehr wie genug gesagt und angedeutet! Wir verweisen hier der Kürze halber nur auf seine, unter dem Titel „Arbeiterlesebuch“ erschienene Rede vom Mai 1863, worin es in der Originalausgabe, S. 41, in einer Fußnote heißt:

Für Theoretiker die — fast überflüssige — Bemerkung, daß der Vorschlag der Produktiv-Assoziationen mit Staatskredit noch keineswegs die „Lösung der sozialen Frage“ darstellen soll. Ich habe nirgends in meinem Antwortschreiben von der „Lösung der sozialen Frage“ gesprochen, ja, ich habe deshalb den Ausdruck „soziale Frage“ überhaupt vermieden. Ich habe ausdrücklich nur von einer praktischen Maßregel zu einer Verbesserung der Lage der arbeitenden, notleidenden Klassen gesprochen. Die definitive „Lösung der sozialen Frage“ wird die Arbeit von Generationen sein und das Resultat einer Reihe von Einrichtungen und Maßregeln, von denen sich organisch jede folgende aus der früheren entwickeln muß. Die durch den Staatskredit hervorgerufenen Produktiv-Assoziationen sind eben deshalb auch das angezeigte, bahnbrechende Mittel, weil sie in der Zukunft Verhältnisse schaffen müssen, die von selbst eine weitere Entwicklung hervorgerufen.

Aber auch selbst die Produktiv-Assoziationen mit Staatskredit — welche die sozialdemokratische Partei aus wohlwolligen Gründen später aus ihrem Programm befeichtete — bildeten nicht das A und das O, waren keine Mittel, welche Lassalle unter allen Umständen zur Hebung der arbeitenden Klassen in Anwendung gebracht sehen wollte. Rodbertus glaubte, wie bereits gesagt, auch nicht an die unsicheren und genagten Schlüsse, welche Lassalle an seine Produktiv-Genossenschaften geknüpft hatte, und machte ihm gegenüber aus seinem Unglauben daran kein Geheul, worüber sich in dem Briefwechsel zwischen den Genannten sehr eingehende und lehrreiche Auseinandersetzungen befinden.

Vielleicht also gelingt es uns — schrieb Lassalle am 22. April 1863 an Rodbertus u. a. — bei persönlicher Unterredung uns im Sinne meines Mittels zu einigen. Andererseits bin ich ebenso gerne bereit, wenn Sie mir ein anderes, ebenso wirksames zeigen, daselbe zu ergreifen und zu unterstützen. Ich habe vorläufig nur die Assoziation vorgeschlagen, weil ich vorläufig kein Mittel sehe, das zugleich relativ so leicht und so wirksam wäre, die Arbeiter aber irgend etwas ganz Bestimmtes, Greifbares (nicht ein Gesetz überhaupt) vorgeschlagen haben müssen, um sich dafür zu interessieren. Ich bin aber sehr gerne bereit, wenn Sie mir

innen, deren Glend durch die Darstellungen der Lage der Freischafflerinnen neue Beleuchtung erfährt.

An einer Bluse, die in dem Kurort Karlsbad um 300 Kr. Verkaufswert ausgestellt ist, arbeitet eine Arbeiterin 14 Tage, täglich von 5 Uhr früh bis 8 Uhr abends, nur von den Essenspausen unterbrochen. Der Arbeitslohn beträgt dann — für 14 Tage mörderischer Arbeitszeit 28—32 Kronen! Wird eine Freischafflerin krank, so ist sie dem Glend preisgegeben, denn sie sind nicht gegen Krankheit versichert. So wird von einer verheirateten Arbeiterin berichtet, die sich die Häkelnadel in die Hand bohrte und dann 6 Wochen arbeitsunfähig war.

Bis vor einem Jahr arbeiteten die Freischafflerinnen für die k. k. österreichische Staatsverwaltung. Denn um das Glend der Heimarbeiterinnen zu lindern, hatte die k. k. Regierung eine Anstalt für Frauenhausindustrie gegründet und diese nahm den Heimarbeiterinnen ihre Produkte ab. Wie bei jedem bürgerlichen Unternehmer, wurde auch hier das System der Lohnbrüdererei praktiziert. Es erfolgten bei einzelnen Artikeln im Verlaufe von vier Jahren Lohnreduzierungen von fünf auf drei Kronen für einzelne Artikel. Dazu kommt noch, daß die Arbeiterinnen selbst das Arbeitsmaterial, das Häfelgarn, kaufen müssen, natürlich von der Unternehmung. Diese k. k. Rettungsaktion kostete aber dem Staat zu viel und vor einem Jahre trat an die Stelle der Staatsverwaltung eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Für die Arbeiterinnen wurde vom Präsidenten der Gesellschaft ein Verein der Freischafflerinnen gegründet und dieser Verein gehört nominativ zu den Gesellschaftern. Einfluß haben die Arbeiterinnen aber gar keinen. Im Gegenteil sie sind in ihren Hoffnungen schwer getäuscht. Sie hatten geglaubt, die Vereinsgründung erfolge zu dem Zweck, ihre Lage zu verbessern und ihnen eine Krankenversicherung zu geben. Heißt es doch im Statut, der Zweck des Vereins sei die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Freischafflerinnen. Nun aber, nach einem Jahre, erkennen sie, in welcher Täuschung sie sich befunden haben, und sie kehren sich auf. Nun wollen sie die Hebung ihrer wirtschaftlichen Lage selbst in die Hand nehmen, und es wird die Einberufung einer Versammlung der Freischafflerinnen angekündigt, die hoffentlich zu einer wirklichen Organisation dieser Kategorie von Heimarbeiterinnen führen wird. An diesem Beispiel aber kann man wieder einmal sehen, daß die Arbeiterinnen verraten sind, wenn sie auf die guten Herzen der anderen, seien es Privats oder Regierungsleute, vertrauen.

Die Mobilmachung der Frauen auf die Politik. Die Nationalliberalen haben sich jetzt auch entschlossen, die Frauen für die Agitation zur Hilfe zu rufen. Am 1. Oktober soll in Weimar eine nationalliberale Frauenversammlung stattfinden, zu der Frau Geheimrat Steinemann (Wonn) und Frau Wasseremann (Mannheim) eingeladen haben. Unter den Vortragenden befindet sich einer über die Mitarbeit der Frau in der nationalliberalen Parteileitung. — Diese Heranziehung der Frauen zur Politik bedeutet noch keine Anerkennung ihrer rechtlichen Gleichberechtigung. Auf dem fortschrittlichen Parteitag in Greifswald kostete es große Mühe, die Forderung des aktiven und passiven Wahlrechts der Frauen durchzudrücken. Von der Auffstellung der Forderungen bis zur tatsächlichen Vertretung im Parlament ist aber noch ein weiter Schritt.

Literatur.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben das 49. Heft des 30. Jahrgangs erschienen. Sie erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteurs zum Preise von 3.25 M. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pf. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Vom „Wahren Jacob“ ist soeben die 19. Nummer des 20. Jahrgangs zugegangen. Der Preis der 16seit. Nummer ist 10 Pf. Probenummern sind jederzeit durch den Verlag J. G. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen ist uns soeben die Nr. 24 des 22. Jahrgangs zugegangen. Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Postgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Jahresabonnement 2.60 M.

notwendig, und es müßten bei ihnen, was bis jetzt nicht geschehen ist, die Jahresschwankungen der Entwicklung in Rechnung gezogen werden.

Geissele andere Ergebnisse der genannten Untersuchungen scheinen dafür zu sprechen, daß die ungünstigen Ergebnisse nicht bloß in äußeren Einrichtungen und in der Ausstattung der Schulen, sondern auch in der inneren Schulorganisation, in den Lehrplänen, Lehrplänen und Lehrverfahren zu suchen seien. Nach den Untersuchungen von Schmid-Monnard ergibt sich nämlich: 1. Die Schulkrankheiten zeigen sich auch in den gut eingerichteten und gut ausgestatteten Schulhäusern, bei den Schülern mit und ohne Nachmittagsunterricht, bei Schülern, die kräftig sind, und deren Eltern in guter sozialer Lage sich befinden, und endlich bei Schülern, die mehr oder weniger Sport treiben. 2. Der Durchschnitt der schulkranken Knaben und Mädchen der Volksschule (30 und 40 Proz.) ist größer als der der höheren Schulen (27—36 Proz.); später jedoch, vom 13. und 14. Lebensjahr an, wo die Ansprüche der höheren Schule sich steigern, wird der Prozentsatz dieser Schulen größer als der der Volksschüler vom gleichen Alter und steigt im 16.—17. Lebensjahr auf 60—70 Proz. 3. Der Prozentsatz der Nervösen und mit Kopfschmerz behafteten Schüler erreicht das Höchstmaß in den Zeiten, da die höhere Schule größere Anforderungen stellt. Er beträgt von der Tertia bis zu der Sekunda 20—60 Proz., und die Zahl der Schlaflosen erreicht in der Prima mit 5 bis 19 Prozent das Höchstmaß. Dasselbe gilt auch von den Schülern der Französischen Stiftungen, die im Internate leben, und beläuft sich auf ein Mißverhältnis von Tabak und Alkohol in Rechnung zu ziehen ist. 4. Bekannt ist, daß die Zahl der kurzfristigen Schüler mit der Zahl der Schuljahre und den Ansprüchen der Schule zunimmt. Schmid-Monnard fand in den erweiterten Volksschulen auf der Unterstufe 0,5—1,5 Proz. brücheltugende Kinder, im 11. Jahre 4,5 Proz., im 14. Jahre 4,7 Proz. bei den Knaben und 3,6 Proz. bei den Mädchen. Auf der höheren Mädchenschule stieg dagegen die Zahl auf 13,3 Proz. In den höheren Anabenschulen fanden sich mit elf Jahren 4,2 Proz., mit 14 Jahren 13 Proz. (gegen 4,7 Proz. der Volksschüler) und in der Prima bis zu 43 Proz. Kurzfristige.

Nach statistischen Erhebungen nimmt die Militäruntauglichkeit der Einjährig-Freiwilligen in demselben Maße zu, wie die Zahl ihrer Schuljahre steigt.

Bedenken wir, daß der Stoffwechsel hauptsächlich in den Muskeln vor sich geht, die etwa die Hälfte des Körpergewichts ausmachen, so ist es wohl erklärlich, daß der heutige mehr passive Schulunterricht, der viele Schüler einen unerbittlichen großen Teil des Tages zum Sitzen und zum Aufnehmen zwingt, den Stoffwechsel, der bei den Kindern viel lebhafter ist und ausgiebige Bewegungen verlangt, stört und die Gesundheit schädigt. Die betrübenden Ergebnisse der Untersuchungen über die Schulkrankheiten sollten weiter forgesührt und vertieft werden. Sie ermahnen uns aber jetzt schon, den einseitigen Unterricht der Vernachlässigung nach dem pädagogischen Grundprinzip in einen beobachtend-darstellenden der Tat umzuwandeln.

Kleine Nachrichten.

Gelbe Gemüthsleiden. Die aus der „Gleichheit“ übernommene Mitteilung, daß sich Helen Keller der Sozialdemokratie angeschlossen habe, veranlaßt den „Bund“ (die Zeitschrift der gelben Organisationen), den „Vorwärts“ und im besonderen die taubstumm-blinde Schriftstellerin also anzusprechen: „Der „Vorwärts“ macht ein großes Aufheben davon, daß die bekannte taubstumme und blinde Schriftstellerin Helen Keller in Amerika sich der sozialdemokratischen Bewegung angeschlossen hat. Daß eine Person, die nicht mit eigenen Augen sehen, nicht mit eigenen Ohren hören und sich nicht durch die Sprache orientieren kann, sich der Partei des Schlaraffen-zukunftstaates anschließt, halten wir keineswegs für verwunderlich und des Aufhebens wert. Viel verwunderlicher ist unseres Erachtens, daß sich der Sozialdemokratie sehende und hörende, kurz normale Menschen anschließen.“

Der Schmutz ansieht, besudelt sich; wir haben deswegen keine Lust, uns mit dem gelben „Bund“ über seine Gemüthsleiden auseinanderzusetzen, seine Leistung sei lediglich tiefer gehängt.

Freischafflerinnen. Ueberall bekannt und beliebt sind die Blumen, Schulerüberwürfe, Midsüßs usw. aus gehäkelter Freischaffler. In den Schaufenstern der eleganten Modeshäuser und in Kurorten kann man diese Erzeugnisse wirklicher Geschicklichkeit sehen. So ein Kuschel aus Freischaffler ist die Schenke vieler Frauen und Mädchen. Unter welchen Umständen diese Erzeugnisse hergestellt werden, darüber berichtete kürzlich die „Wiener Arbeiter-Zeitung“. 600 Frauen sind in Wien mit dieser Arbeit beschäftigt. Es sind Heimarbeiter-

das andere gleich leichte und gleich wirksame zeigen, auf dieses einzugehen und das meinte fahren zu lassen —

In demselben Briefe teilt Lassalle mit, daß er einen schweren Stand habe, denn der Mob sei zu groß und die Unwissenheit zu unglücklich. Weigertreten seien bisher nur Hamburg, Düsseldorf, Solingen, Elberfeld und mit schwacher Majorität der Provinzialtag von Köln. Daß das Rheinland ihn nicht im stillen lassen werde, habe er gemerkt. Sarburg werde folgen. In Frankfurt werde er ganz allein dauern müssen gegen alle, „wenn Sie (Rodbertus) mir nicht mächtige Hilfe bringen, indem Sie hinkommen wollen und können“. Aus den oben wörtlich zitierten Ausführungen Lassalles geht aber auch hervor, daß er nicht immer der rechthaberische Diktator war, sondern, daß er mit sich reden ließ, wenn er in der Klemme war oder mit ebenbürtigen Geistern zu tun hatte. Auch die leider zu wenig gelesenen Briefe Lassalles an Karl Marx und Friedrich Engels bekunden, daß er den erfahrenen und älteren Freunden gegenüber durchaus nicht so eigenförmig war und sich besserer Einsicht nicht verschloß. Wie konnte das bei dem Verfasser des „Herakleitos des Dunkeln“ auch anders möglich sein! Legte er doch dem weisen Griechen die Worte in den Mund:

Nichts ist in der Welt, alles wird, die Menschheit ist in einem unaufhörlichen Prozess des sich Entwickelns begriffen. Da nun alles, was ist, im Grunde nicht ist, indes es schon im nächsten Augenblick ein anderes wird, so wird auch der einzelne Mensch nicht geschaffen, um für sich zu sein und zu leben. Nicht der einzelne Mensch für sich, nur die Menschheit hat Wirklichkeit, die ganze Ethik, der enge Grundbegriff des Sittlichen ist daher die Hingabe an das Allgemeine.

Und wie agitierte Lassalle? Auf welche trefflicheren, den Gegner immer tief verwundenden Waffen hat er die deutsche Arbeiterschaft aufmerksam gemacht und mit durchschlagenden Argumenten in seine flammenden, noch heute wertvollen Reden und Abhandlungen eingekloht! „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Gegenwart erbaut werden soll“, rief er in die Welt hinein, ohne daß er dabei eine Religionsgemeinschaft oder ihre Diener einem besonderen Angriffe unterwarf! Und doch suchte er den letzteren ein Kampfmittel aus den Händen zu winden, mit dem alle überlebten Verhältnisse und Tyrannie geheilt, mit dem bisher die himmelschreiendsten, Kultur und Zivilisation bedrohenden, die Arbeiterklasse degradierenden und an den Abgrund des Verderbens bringenden Zustände gerechtfertigt wurden und teilweise noch werden. Wir meinen das Predigen des Allesüberliefergehenlassens, des Sichfügens in die traurigsten Verhältnisse, des Empfehlens der Bedürfnislosigkeit und der Entfagung denjenigen gegenüber, die so vielem absolut Notwendigem entlagen, die so vieles entbehren müssen, was die liebevolle Mutter Natur alljährlich in reichster Fülle herbeibringt, an dem aber die Entfagungsprediger selbst, falls ohne Ausnahme, nicht leer vorbeigehen und für sich selbst Entfagung immer Entfagung sein lassen.

Wir sind die letzten, welche den Sitten, die Vernunft und Zivilisation erheischen, den Krieg erklären, und werden daher dem, was man mit Zug und Recht als Ausschweifung und Wöllerei bezeichnen darf, niemals das Wort reden. Die erzwungene Bedürfnislosigkeit, die erzwungene Entfagung der durch die Geseke der Natur gebotenen Rörperruhe, reiner Luft und genügender Nahrung, aber gerechtfertigt durch das Dogma des heute wissenschaftlich überwundenen Manchesterismus, wonach der Staat nicht in die von Urfang an geheiligte Sphäre zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer eingreifen darf, trugen die Schuld daran, daß ein Mitglied des englischen Unterhauses, gestützt auf die amtliche Statistik, ausrufen konnte, daß in drei Generationen der englischen Klasse neun Generationen Baumwollenerbeiter zugrunde gingen.

Die Elite des englischen Arbeiterstandes, das Beispiel Ueberliefergehenlassens, dieses skandalöse, in den Augen

Des Gesetzes eingeleitete Dabimorden mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft, hat aber erst nach einem fünfjährigen Kampfe etwas Nennenswertes erreicht. In derselben Zeit, in der durch die amtliche englische, französische und belgische Statistik — in Deutschland war damals die Statistik noch in den Windeln, obgleich auch hier die Degeneration der Fabrikbevölkerung schon weit fortgeschritten war — die schrecklichsten Ergebnisse ans Licht gezogen waren, wurden die Apostel des Manchestertums, die ja auch Entfagung, aber nicht für sich, sondern für die Arbeiter predigten, in Deutschland mit offenen Armen empfangen und mit Lorbeerfränzen geehrt. Und im benachbarten, in industrieller Beziehung so hoch entwickelten katholischen Belgien fallen noch heute hohe und höchste Würdenträger der Kirche vor dem Götzen Manchester nieder und beten ihn an. Das sind die guten Früchte in demselben Belgien, welches der Welt die großen Statistiker Ducepiaux und Duetelet gegeben und in dessen amtlicher Statistik schon vor mehr als 60 Jahren die schwere Anklage enthalten war, daß die Grundrente in derselben Zeit um 30, in der die Arbeitslöhne nur um 9 3/4 Proz. gestiegen, und daß das Einkommen einer sechshöpfigen Arbeiterfamilie, von denen vier Glieder in den Kohlenbergwerken oder Fabriken frohnden mußten, sich, soviel betrug, als wie der Unterhalt und die Befestigung eines einzigen Gefangenen.

Alle Auswüchse der modernen Industrie und des kapitalistischen Enteignungsprozesses, die Unterernährung und die Verwüstungen der Tuberkulose wurden durch ausgezeichnete, von der hohen Mission ihres Faches durchdrungene Statistiker bloßgelegt. Das alles aber berührte die Nachfolger der christlichen Apostel Belgiens nicht, sie konnten es und können es auch heute zu einem großen Teile mit ihren Grundfäßen noch immer nicht in Einklang bringen, daß ein durch die Gesetzgebung gebilligtes, mit Paragrafen zum Schutz und Schirm armer Kinder und Frauen beschriebenes Blatt Papier sich zwischen die Repräsentanten des Kapitalismus und ihre Lohnslaven gedrängt hat und noch mehr drängen soll.

Das „Arbeiterlebensbuch“ Lassalle ist auch noch heute, obgleich seit seinem Erscheinen fast ein halbes Jahrhundert verflossen ist, ein ungemein lehrreiches Lesebuch, nicht allein für Arbeiter, sondern für jeden, der sich über die soziale Frage orientieren will. In demselben wird auf Grund einer amtlichen Statistik, welche die Bevölkerung der Stadt Manchester nach ihrem Einkommen in drei Klassen einteilt, konstatiert, daß die Glieder der ersten Klasse ein Alter von 38, die der zweiten von 20, und die der dritten von 17 Jahren erreichten. In Preston starb unter den Reichen und höheren Beamten jährlich 1 auf 47,39, unter den kleinen Gewerbetreibenden aller Art 1 auf 31,03, und unter den Lohnarbeitern jährlich 1 auf 18,28. In Brüssel unter den höheren Ständen jährlich 1 auf 50,6, unter den kleinen Gewerbetreibenden jährlich 1 auf 27, und unter den Tagelöhnern 1 auf 14 jährlich. Nach dem schon genannten belgischen Statistiker Ducepiaux starb die Hälfte der Spinnerkinder, ehe sie das erste Lebensjahr zurückgelegt hatten, während die Hälfte der Kinder der Unternehmer ein Alter von 30 Jahren erreichten. Aber Lassalle beschränkte sich nicht auf das Ausland, wenn auch die deutsche Statistik damals sozusagen noch in den Windeln lag. Die deutsche Statistik führte aber dennoch die Verteidiger niedriger Arbeitslöhne, die Prediger des Entfagens und Sichfügens, vollständig ad absurdum.

Nach der Zeitschrift des preussischen statistischen Büros von 1862 erreichten in Berlin auf Grund einer fünf Jahre umfassenden Berechnung die Rentner ein durchschnittliches Alter von 62 1/2, die Maschinenbauer von 37 1/2, die Buchbinder von 35, und die Tabakarbeiter von 31 Jahren.

Der französische Statistiker Billerme hatte für eine zwölfjährige Periode ermittelt, daß die Hälfte der Sprößlinge der Besitzer von Webereien und Spinnereien das 29. Lebensjahr erreichten, während die Hälfte der Kinder ihrer Spinner und Weber in der nämlichen Periode schon vor dem beendigten zweiten Lebensjahre gestorben war, woraus Lassalle auch Schlüsse auf die deutschen Verhältnisse zog. Und in Frankreich konnte es im ersten und zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts nicht schlimmer ausfallen, als es in den rheinischen Industrietritten ausfiel.

Reiseplaudereien.

Von Ad. Thiele.

V. Im Lande der Kastanien.

Du erinnerst dich, daß ich oft genug über die gespottet habe, die ihre Nase fünf Minuten lang in ein Land gesteckt haben und sich dann für berufen halten, ein Urteil über Dinge und Zustände dieses Landes abzugeben. Jetzt bin ich im Begriff, dieselbe Torheit zu begehen. Mein ich nehme sie auf mich, denn ich berichte nur, was durch genaue Kenner der Verhältnisse bestätigt worden ist.

Ein von der Natur bevorzugtes Land, dieses Spanien. Und doch ein durch jahrhundertelange Mißregierung und pfäffliche Scharroverherrschafft verarmtes und unglücklich gemachtes Land. Wer fennen lernen will, was der Verzicht auf das eigene Denken und die blinde Unterwerfung unter die Kirche aus einem Volke macht, der gehe nach Spanien. Es ist fast so groß wie Deutschland, hat aber bei weitem noch nicht ein Drittel soviel Einwohner wie dieses. Ein Netz prächtiger Ströme, zwischen denen sich reizvolle Gebirge erheben, durchquert das Land. Aber viele der einst herrlich bewaldeten Bergketten starren uns heute kahl entgegen, und die Flußläufe sind verlandet. Verbrecherische Verschwendungssucht und Maitresfienwirtschaft mittelalterlicher Könige hat in wohnsinniger Kurzsichtigkeit die Berge entholzen lassen, und die Regengüsse haben dann Boden und Ackerfrume in die Ströme gespült. Die Natur wurde durch Menschenhand ruiniert. Wanches ist neuerdings zur Besserung geschaffen; doch es sind Tropfen auf heiße Steine.

Spanien lebt von seiner Vergangenheit. Fast überall trifft man auf altrömische Baudenkmäler und auf die bei aller Größe gediegenen und geschmeidigen Bauwerke aus der Zeit der arabischen Herrschaft. Aber alles ist leblos, wie ein kalter Reflex aus verschollenen Epochen, kein Quell schaffensfreudiger Kraft für die Jetztzeit, kein Ansporn für die gegenwärtigen Geschlechter.

Wo der Industriekapitalismus seinen Einzug gehalten hat, ist er auch in Spanien zum Erwecker proletarischen Bewußtseins und solidarischen Zusammenschlusses geworden. Doch weite Gebiete des Landes sind noch nicht industrialisiert. Hier lebt das Volk in seiner stumpfen Unwissenheit dahin. Es häumt sich wohl ab und zu auf gegen die Bedrückung durch Obrigkeit und Kirche; allein seine Kraft verpufft in erfolglosen Rutschern. Es fehlt das große, allgemeine Ziel, die geschlossene Einheit im Handeln. Wer das Land gesehen hat, begreift daß der individuelle Anarchismus den Leuten viel näher liegt als die genau abwägende Taktik der deutschen Sozialdemokratie. Unsere spanischen Parteigenossen haben noch ein schweres Stück Arbeit zu überwinden, ehe es ihnen gelungen sein wird, dasjenige Maß von wirtschaftlicher Einsicht in den Zusammenhang der Dinge in die Masse des Volkes zu tragen, ohne welche eine gedeihliche Entwicklung der proletarischen Bewegung undenkbar ist.

Wie der politischen, so hatet auch der Gewerkschaftsbewegung das Merkmal der Zerissenheit an. Viele Organisationen und wenige Organisierte. Es gibt vielleicht kein zweites Land, in dem die Arbeits- und Lohnverhältnisse innerhalb ein und desselben Berufes so verschieden sind wie in Spanien. Von gewerkschaftlichen Tarifverträgen sind in Spanien nur schwache Ansätze vorhanden. Doch die Erfahrung ist eine bittere Lehrmeisterin, und die gleichen Ursachen des sozialen Elends werden dafür sorgen, daß auch die proletarischen Schichten Spaniens den richtigen Weg für ihre Befreiung finden.

Vorerst fehlt freilich noch viel daran. Fast unbegreiflich ist es, daß in Spanien die unendlich rohen und verrohenden Stierkämpfe noch so fest wurzeln können. Ich glaube, wenn durch Gesetz die Stierkämpfe verboten würden, dann bräche noch schneller eine Revolution aus, als wenn zu den bereits vorhandenen, höchst ungerechten und die Armen bedrückenden Abgaben eine neue derartige Steuer gefügt würde. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, mir ein Stiergefecht anzusehen; aber ein junger Berliner, der tags zuvor in Sevilla dem häßlichen Schaupiel beigemohnt hatte und der sich noch bei der Erzählung über die widerliche Grausamkeit erregte, gab davon eine anschauliche Schilderung.

Die Arena von Sevilla faßt 18 000 Zuschauer. Da die Stadt nur 150 000 Einwohner zählt, läßt schon die immense Größe der Arena einen Schluß auf die Allgemeinheit der Beteiligung zu. Der amphitheatralisch angeordnete Raum ist stark, wenn auch nicht vollständig besetzt. Vertreten sind alle Klassen der Bevölkerung und außer Männern, auch Frauen und Kinder. In einer besonderen Loge sitzt der Magistrat in Amtstracht. Es ist Sonntag nachmittags 4 Uhr. Das Spiel beginnt. Männer, etwa ein Dutzend, treten in das Innenrund, das durch eine manushohe starke Holzwand vom Zuschauerraum getrennt ist. Die einen tragen rote Lächer in der Hand; die andern sind beritten und mit Holzstangen versehen, die eiserner Spitze tragen. Sie verteilen sich über den Raum. Ein Stier tritt herein, ein kräftiges Tier. Er weiß offenbar nicht, was das alles bedeuten soll. Er trottet gemächlich dahin. Da halten ihm die Chulos ihre roten Lächer vor. Er läuft ihnen nach, noch nicht in Wut, sondern mehr, als wolle er auf einen Scherz eingehen. Da sticht ihm einer der berittenen Picadores mit der Lanzenspitze in den Nacken. Jetzt wird das Tier ungemächlich. Das Spiel wird aufgeregter. Die Lanzenspitzen werden zahlreicher. Der Stier blutet, wird wütend, raßt dem einen nach, wird vom andern abgelenkt, brüllt vor Schmerz und Wut laut auf, senkt den Kopf und stößt die Hörner tief in den Leib eines Pferdes, dem die Eingeweide heraustreten. Immer wilder wird die Jagd. Hat einer der Chulos oder bei der Verfolgung des ganz von Sinnen gekommenen Tieres der Picadores sich durch eine besonders geschickte Bewegung entzogen, ist er vielleicht gewandt über die Holzwand gesprungen, so wird er ebenso von der spannend zuwachsenden Menge bejubelt wie der Stier, wenn er mit den Hörnern ein Pferd samt Reiter in die Höhe gehoben und dann zu Boden geschleudert hat. Alle sind wahnsinnig geworden: Publikum, Kämpfer und Stier.

So geht es eine Viertelstunde lang. Da tritt der Matador herein. In der Rechten trägt er ein mittellanges, starkes Schwert. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich. Brillend stürzt sich das aus vielen Wunden blutende Tier auf ihn. Ruhig läßt er es herankommen. Im letzten Augenblick springt er zur Seite und stößt seinem Opfer das spitze Schwert tief in den Nacken. War der Streich gut geführt, so bricht der Stier zusammen; das Spiel ist aus, und unbeschreiblicher Beifall bricht aus. Muß der Matador mehrmals zuschlagen, so wird er ausgepfiffen. Aber auch der Stier wird bejubelt, wenn er dem Matador zu entgehen weiß, ihn mit den Hörnern erfaßt und hoch in die Luft schleudert.

Sechs Stiere waren an dem Sonntage in Sevilla nach einander in dieser viehischen Weise zu Tode geschunden worden, und drei Pferde, denen der Leib aufgerissen worden war, hatte man aus der Arena schleifen müssen. Sechsmal! Und die Menschen hielten das aus. Für die nächsten Tage gab ihnen das Stiergefecht Stoff zu ihren Gesprächen. Und jeden Sonntag wiederholt sich das. Armes Volk!

Allerlei.

Gasindustrie und Medizin. Bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläums, das die älteste Gasanstalt Europas, die „Gas Light and Coke Company“ in London kürzlich feierte, erinnert der „Lancet“ daran, daß der glänzende Aufschwung der Gasindustrie auch für die Medizin von Nutzen gewesen ist. Die bei der Gasherstellung erzeugte Karbolsäure hat die Grundlage zu der modernen antiseptischen Behandlung geliefert, und die Antikarben haben viel zur Förderung der Gewebelehre beigetragen, während die modernen Färbemethoden mit Hilfe dieser starken Stoffe die verschiedenen Krankheitskeime sichtbar werden lassen, ihre Untercheidung ermöglichten und ihr Nachsehen und ihre Entwicklung dem Forscher klar vor Augen führten. Auch eine Anzahl Drogen von größerer oder geringerer Heilkraft verdankt die Medizin der Gasindustrie.

Aus der Geschichte der Zitronenlimonade. Die Zitronenlimonade, die sich jetzt in der heißen Zeit wieder allgemeiner Beliebtheit erfreut, ist erst verhältnismäßig jüngeren Datums. Zwar gelangte die Zitrone schon mit den Kreuzritten nach Europa, aber allgemeine Verbreitung fand die Limonade erst An-

fang des sechzehnten Jahrhunderts. „Nordergens“ weisen die wenigsten, daß man sich eine unerbittliche Taxologie zu schulden kommen läßt, wenn man von „Zitronenlimonade“ spricht. Limonade kommt von dem italienischen limone-Zitronen-Limonade (ital. limonata) bedeutet daher nichts anderes als Zitronensaft, und es ist reiner Unsinn, wenn man von einer „Gimbeerlimonade“ spricht. Der Engländer allerdings vermischt mit seinem „Lemon squash“ diesen Fehler. In Frankreich führten seit dem Jahre 1694 die „Limonadiers“ mit den Desfilateuren heftige Kämpfe, die 1704 und 1706 zur Unterdrückung der Limonadiers, 1713 aber wieder zu ihrer Zulassung führten.

Der Kampf gegen die langen Futnadeln. Die Polizei von Chicago ist sehr galant gegen das schöne Geschlecht. Sie will die Frauen keineswegs zwingen, die Länge ihrer Futnadeln zu beschränken. Dafür hat der Polizei-Chef den löblichen Beschluß gefaßt, die Unterstützung einer Anzahl Biblpersonen anzunehmen, die sich erboten haben, an dem Kampfe gegen die Niesenfutnadeln mitzuwirken. Es hat sich nämlich in Chicago ein richtiges freiwilliges Korps gebildet, das zum Kampfe gegen die lebensgefährlichen Ungetüme auszieht. Diese modernen Kreuzritter, die komischer Weise den Namen: „The Beauty Squad“ (Die Truppe der Schönheit) führen, dürfen nach Ansicht des Polizeigewaltigen in kurzer Zeit die Niesenfutnadeln ausgerottet haben. Diese Organisation kommt gerade im rechten Augenblick, denn erst jüngst haben es in Chicago mehrere Personen mit ihrem Augenlicht büßen müssen, daß sie sich vorwiegend in die Gesellschaft von Damen mit modernen Futnadeln begaben. Chicago „Beauty Squad“ ist die erste Vereinigung dieser Art. Dagegen existiert bereits in Newyork und in anderen amerikanischen Großstädten ein Sanitätskorps, dessen Aufgabe es ist, dem Aussehen auf der Straße und in der Tramabahn entgegenzuwirken. Es soll im Kampfe gegen diese wiederliche, Unflut recht gute Resultate erzielt haben. Man betreibt zunächst die persönliche Agitation, außerdem werden auf den Straßen große Plakate umhergetragen, die auf die sanitären Gefahren des Aussehens aufmerksam machen. Die strengen gesetzlichen Bestimmungen, die den Sünder mit Strafen bis zu 1000 Dollars oder einem Jahr Gefängnis bedrohen, tun ein übriges, um die üble Angewohnheit auszurotten.

Für unsere Frauen.

Schule und Gesundheit.

Von Dr. W. A. La y.

Wir entnehmen diese Studie dem in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ nun schon in zweiter Auflage erschienenen Buch des Verfassers „Experimentelle Pädagogik“ (Preis 1 M., geb. 1,25 M. bei W. G. Teubner in Leipzig), das eine sehr anregende Einführung in Forschungsmethoden und Ergebnisse dieser an äußerem Ansehen immer mehr wachsenden Disziplin darstellt.

Ein hervorragend sozialer Faktor ist der Schulunterricht, und es entfehlt die Frage, ob er naturgemäß beschaffen sei, insbesondere welchen Einfluß er auf die körperliche Entwicklung ausübe, und welche Umgestaltung er gegebenenfalls erfahren müsse.

Der Physiologe Axel Key hat in Schweden 11 000 Schüler von Volksschulen, Realschulen und Gymnasien in Bezug auf die sogenannten Schulkrankheiten: Nervosität, Weichheit und dergleichen untersucht. Hierbei ergab sich unter anderem: 1. Vom Schlusse des ersten bis zum Schlusse des zweiten Schuljahres verdoppelt sich die Zahl der schulkranken Kinder. 2. Das erste Schuljahr weist 17,6 Proz., das oberste der höheren Schulen 40 bis 50 Proz. schulkrante Kinder auf. Später wurden in Dänemark ähnliche Resultate gefunden. In Halle hat Schmid-Monard über 8000 Knaben und Mädchen von Volksschulen, Mädchenschulen, Realschulen und Gymnasien der Stadt und der preussischen Stiftungen untersucht. Es ergab sich: 1. In einem Alter von 11 bis 13 Jahren haben die Schulkrankheiten 30 Proz. Knaben und 40 Proz. Mädchen ergriffen. 2. In einem Alter von 16—17 Jahren haben die Schulkrankheiten mit 60—70 Proz. der Schüler ihr Höchstmäß erreicht. In den drei ersten Monaten des Schulbesuches nimmt das Gewicht der Volksschulmädchen um 1/4 Kilogramm ab, und im 7. Lebensjahre nimmt das Gewicht der Kinder, die eine Schule besuchen, um 1 Kilogramm weniger zu als das der gleichaltigen Kinder, die nicht Schüler sind, und das Längswachstum jener bleibt um 2,1 Zentimeter hinter dem der Nichtschüler zurück. Man darf auf Grund dieser Untersuchungen, die mit den Ergebnissen jener von Dittscheid übereinstimmen, vermuten, daß der Schulunterricht von heute ungünstig auf die körperliche Entwicklung einwirkt. Freilich sind weitere Untersuchungen zur Klärung der Frage